

## Geleitwort

Frauen sind eher unzufrieden mit ihrer körperlichen Erscheinung als Männer, sie machen häufiger Diäten und fangen damit oft schon als Kind an; schließlich entwickeln sie auch häufiger Essstörungen als Männer. Aber Frauen ernähren sich auch gesünder, essen mehr Obst und Gemüse und weniger fettes Fleisch. Frauen, mit anderen Worten, essen anders als Männer.

Solche durch sozial- und ernährungswissenschaftliche Studien gut belegten Sachverhalte werden gern als Argumente für eine natürliche Ungleichheit zwischen Mann und Frau herangezogen. So, wie das männliche Gehirn angeblich besser mit Parklücken zu recht kommt als das weibliche; so, wie Thesen über geschlechtsspezifische Erziehung in Alltagsgesprächen sofort mit anekdotischem Wissen gekontert werden über die kleine Nichte, die so viel lieber mit Puppen spielt als ihr Bruder; so scheint eine natürliche Salataffinität des weiblichen Geschlechts zur Idee naturbedingter Geschlechterdifferenzen zu passen. Leider verirrt sich die Kritik an solch naiven Biologismen oft in Sackgassen, wenn sie die Existenz biologischer Unterschiede insgesamt leugnen will und dann unsinnige Debatten über die (empirisch ja gar nicht zu entscheidende) Frage provoziert, wie sich der Mensch denn eigentlich im Naturzustand, ohne Gesellschaft, verhalten würde. Ein solcher Grundsatzstreit lenkt von der eigentlichen Problematik jedoch nur ab – denn jede vorurteilsfreie Betrachtung historischer Quellen zeigt sofort, wie stark unsere Vorstellungen über typisch weibliches und männliches Verhalten kulturellem Wandel unterworfen sind. Allein aus diesem Grund sollte klar sein, dass ein vorschneller Verweis auf biologische Unterschiede die Frage nach gesellschaftlich konstituierten Ungleichheiten abschneidet und Geschlechterhierarchien stabilisiert und legitimiert.

In jüngerer Zeit wurden eine Reihe von Studien vorgelegt, die den gesellschaftlichen Diskurs über gesunde und richtige Ernährung soziologisch untersuchen und dabei die subtilen und vielfach unbemerkten gesellschaftlichen Normierungen in den Blick rücken, die die öffentliche Rede über ein vermeintlich so natürliches Thema wie Essen bestimmen. So lassen sich etwa hinter den gegenwärtigen Mediendiskursen über die dicke Unterschicht, die ihre Kinder mit *fast food* voll stopft und damit das Gesundheitswesen belastet, Prozesse der industriegesellschaftlichen Disziplinierung sichtbar machen, die den Individuen eine fortwährende Selbstbeobachtung und Selbstkontrolle des eigenen Körpers auferlegen. Gerade Frauen, die mit sich beständig kulturell wandelnden, dabei von Jahrzehnt zu Jahrzehnt strenger werdenden Attraktivitäts- und Schlankheitsidealen konfrontiert sind, sind dem in besonderem Maß ausgesetzt. Wie massiv das eiserne Gehäuse gesellschaftlicher Normierung gegenwärtig ist, zeigt etwa die mediale Inszenierung sozialer Kontrolle in Castingshows zur Selektion perfekter Models oder die als wohlmeinende Therapiebemühung nur oberflächlich getarnte öffentliche Demütigung übergewichtiger Frauen und Mädchen im deutschen Nachmittagsfernsehen. Konsequenterweise werden Essstörungen, mit denen manche Mädchen und jungen Frauen die Widersprüchlichkeit gesellschaftlicher Anforderungen und Angebote lösen (in der Zwickmühle zwischen sozialen Zwängen, den gerade aktuellen Idealbildern des weiblichen Körpers zu entsprechen einerseits und den aufdringlichen Angeboten der Konsumgesellschaft andererseits), nur als individuelles psychologisches und therapeutisches Problem wahrgenommen, weil öffentliche Diskurse gegenwärtig blind sind für die gesellschaftliche Bedingtheit des Essverhaltens. Soziologische Aufklärung über solche Prozesse hat unsere Gesellschaft bitter nötig. Das vorliegende Buch leistet hierzu einen hervorragenden Beitrag.

Udo Kelle